

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1932

197 (24.8.1932) Unterhaltung und Wissen

Wunderthatkatholizismus und Wissen

Brand in Santander

Santander, die Stadt mit dem zweitgrößten Strande Spaniens, einst der Lieblingsaufenthalt des früheren Königs von Spanien und der Sammelpunkt der spanischen eleganten Welt, die Stadt, die, wie man zu glauben vorgeben, niemals aufgehört hat, dem König zu benehmen, eben diese Stadt war es, die als erste durch Gewalttaten auf den Versuch der spanischen antirepublikanischen Generäle, die Macht an sich zu reißen, geantwortet hat. Seit der Begründung der spanischen Republik ist Santander, der einst von monarchischen Leben beherrschte mondäne Badeort, zum Range einer Ortsgemeinde zweiten Grades herabgesunken. Die Badegäste sind mittlere Spanier und Ausländer, die der niedrige Stand der Peseta oder ein für Engländer organisierter Sommerkurs der spanischen Sprache heranzieht. Aber seit den Tagen der glorreichen Königsperiode hat sich in Santander auch innerlich viel verändert. Vereint mit ganz Spanien in einer eifrigen Liebe zur Republik, war es deshalb der Bevölkerung Santanders eine Selbstverständlichkeit, als die Vorgänge in Madrid und Sevilla bekannt wurden, ihre republikanische Treue durch einen Umzug zum Ausdruck zu bringen. Der etwas vorlichtige Gouverneur schwankte zwar anfangs, ließ sich jedoch zur Genehmigung überreden, — als plötzlich ein ruhiger abendlicher Himmel von Santander der erste Feuerregen zu sehen war. Der Nachtflug brannte. Welch ein Schauspiel! Dieses weiße, lichte, luftige, anziehende Gebäude, dieser Stolz des Königs Alfons XIII., der stets hierher kam, um die vornehmen Gäste der Regatta New Port-Santander zu empfangen, dieses kleine Kunstwerk ganz aus Holz brannte lichterloh und beschien wie eine große leuchtende Fackel den Himmel, die Stadt und das Meer mit seinen vielen Häfen und Schiffen. Der Gouverneur war längst weggegangen; die Menge lief, jede andere Manifestation vergessend, fort, um sich der Wille des Volkes von Santander so unzweifelhaft geäußert hatte. Die wundervolle Allee, die zu den schönsten Straßen Europas gehört, mit ihren vielen vornehmen Kaffeehäusern, Cafés, Bantons, war in einigen Minuten ganz dicht bevölkert. Ich sah in der Menge Männer und Frauen aller Stände, und Kinder aller Alters wimmelten nur so herum. Die Menge war ruhig und geordnet, als ob sie gekommen wäre, um einer großen Demonstration beizumohnen. Nichts störte die Harmonie der Stunde, kein gemeines Wort, keine Grolltät.

Nun nahte die Feuerwehrr. Langsam und würdevoll. Dennoch bewegte man ihr mit den Klauen: Langsam, ihr Freunde, langsam! Wie konnten sie aber noch langsamer fahren? Wie konnten sie vor allen Dingen überhaupt ihre Aufgabe erfüllen? Die Menge umdrängte sie, die Menge hinderte sie; sie waren außerstande, irgend etwas zu unternehmen, und es wäre wohl auch alles vergeblich gewesen. Der Klub brannte lichterloh, fröhlich und schnell. Die Feuerwehrrückzüge blieben also da, schauten zu, interessiert, neugierig, überflüssig.

Und die Polizei? Die ließ sich lieber gar nicht sehen. Wie in allen Tagen, in denen das Volk von Spanien der Kirche eine Mahnung gab, indem es die Kirchen und die Klöster niederbrannte und von niemandem dabei gestört wurde, so schien es jetzt, als hätte es in der schönen Stadt Santander niemals eine polizeiliche Gewalt gegeben.

Als der Nachtflug erlosch war — und das dauerte kaum eine Stunde, verzog sich die Menge weiter. Das Ziel war vorgezeichnet. Es galt es nach einige ähnliche Institutionen in Santander, den Klub der Traditionallisten zum Beispiel, und ähnliche mehr. Ihre Gebäude sind aber nicht aus Holz; sie umfassen Stadtviertel großer feinerer Häuser in der Mitte der Stadt. Diese Häuser wurden also nicht angezündet; man half sich auf andere Weise. Man brang in die Klubs ein und — was sehr charakteristisch ist — komplimentierte erst die darin befindlichen Herren heraus, um dann ein gründliches Zerwürfniß zu gehen. Alles, was so ein vornehmer Klub besitzt an Möbeln, Büchern, Inneneinrichtung, Schmuck, flog auf die Straße, wo bald ein großes Feuer lustig brannte. Da diese Operation etwas lange dauerte, sah sich die Polizei denn doch zum Einschreiten verpflichtet, und es wurden einige Leute bei dieser Intervention verhaftet. Aber der erste Verhaftungsfall fand anders statt: ein Mann erlaubte sich, die republikanische Regierung anzugreifen; er wurde von der Menge bedrängt, bedroht; die Polizei suchte ihn zu retten, indem sie ihn verhaftete; man warf Steine nach dem Aristokraten und den Rettern, und ein Arbeiter wurde dabei getötet. Die tragische Note fehlte also nicht.

Bis spät in die Nacht hinein herrschte großes Leben auf den Straßen von Santander, und langsam verebbte es erst, als der Hunger und der Schlaf die Teilnehmer nach Hause trieben.

Heute herrschte wieder Ruhe in der Hafenstadt. Nur Kinder suchten noch im Schuttberge das einzige Lieblingsspielzeug: die eisernen Nägel.

So hat Santander, die einst königliche Stadt, geantwortet, als die Feinde der Republik den schnell unterdrückten Versuch machten, die Vergangenheit zurückzurufen. Santander ist eine Stadt der Zukunft und will mit ganz Spanien vorwärts und nicht zurück.

Sophie Kramstky.

Vögel als Blitzschutz

Hinter dem alten Aberglauben, daß ein Haus, auf dem ein Storch nistet, nicht nur Kinderlegen zu erwarten hat, sondern auch vor dem Blitz geschützt ist, verzirrt sich, wie so oft bei solchen Annahmen, ein Stückchen Naturwissenschaft. Man hat nämlich beobachtet, daß der Blitz Stellen mit starken unterirdischen Wasserabern bevorzugt, weil dadurch der kürzeste und sicherste Spannungsausgleich erzielt wird. Gegen die wahrscheinlich schädlichen Ausstrahlungen dieser Untergrundströme sind nun nicht nur die Blitzableiter, die an solchen Stellen stark auschlagen, sondern auch manche Vögel empfindlich. Daraus erklärt es sich, daß die Niststellen der Vögel meist frei von störenden Bodeneinflüssen sind und deshalb der Blitz dort fast niemals einschlägt.

Nikita pumpt sich eine Million

Ob diese Geschichte erlogen ist, weiß ich nicht. Wenn ich ehrlich sein will, muß ich gestehen, daß ich meine Hand nicht dafür ins Feuer lege. Doch wie neugierig ist das! Ist nicht so ziemlich alles irgend-wo erlogen, was uns als Wahrheit eingeschickt wird? Auf die Wurst kommt es an! Und Wurst hat die Geschichte in sich; wahrlich, sie klingt nach Donauweilchen und Balkanmelodien. Am liebsten, was kann ich weiter tun, als sie zu erzählen, so wie sie mir zu Ohren gekommen ist?

Sieht da also vor dem Kriege in Montenegro der König Nikita, der wohl so eine Art Eulenpiegel des Balkans gewesen sein mag. Ob er's wirklich war, fragt sich; die Menschen sind oft viel besser oder schlechter als ihr Ruf. Nikita sah in Cetinje; das war seine Hauptstadt. Ein paar Straßen mit niedrigen Häusern, eine Kirche, ein Kloster, ein Gasthof — alles in bescheidenen Ausmaßen; und dementsprechend eine Villa, die königliches Palais hieß und in der Nikita den Schloß des Gerechten sah. Daß es ihm gut ging, dafür sorgten die Bewohner der beiden bisher noch nicht genannten, weil luxuriösesten Bauwerke Cetinjes: der österreichischen und der russischen Gesandtschaft. Die beiden Gesandtschaften hatten von ihren Regierungen die Aufgabe, sich gegenseitig die Butter vom Brote zu stehlen. Diese Butter war Nikitas Wohlwollen. Nikita trieb Realpolitik; er lehrte von den kleinen Gesandten, die die Freundschaft erhalten. Vor Aufbruch ein Dugend Kanonen, so steuerte Wien die Pferde dazu. Nikita akzeptierte. Und sehr wohl dabei.

Eines Tages hatten die Österreicher ihn so weit, daß er die Einbeziehung Montenegros in den R. u. R. Postpartalenverehr seine hohe Zustimmung verlieh. In jener schönen Vortriebszeit nannte man das eine weitere, glückliche Verwirklichung der freundschaftlichen Beziehungen zwischen beiden Ländern. Natürlich nur in Wien; in Petersburg dachte man anders darüber.

Mit dem Postpartalenverehr verheißt es sich so: Saß jemand in Montenegro und wollte Geld nach Österreich schicken, so bedurfte es keines Wertbriefs noch einer Postanweisung mehr; man bean-

tragte die montenegrinische Post mit der Ueberweisung, was diese durch eine einfache Anweisung nach Wien bemerksstellte. Umgekehrt ebenso. Vor Zeit zu Zeit würde man abrechnen.

Am Schlusse des ersten Jahres rechnete man ab, und siehe da: es war so gut wie kein Umsatz festzustellen! Die Montenegriner, die Schulden hatten, zahlten ohnehin nicht; und die Oesterreicher ließen es bleiben, da sie sich mit den Luhenhandlungsmöglichkeiten Montenegros erst gar nicht befaßten, so daß die neuzeitliche Einrichtung einseitig noch weniger als nichts, nämlich nur eine politisch-moralische Eroberung bedeutete.

Dabei blieb es jahrelang. Da brauchte Nikita eines Tages dringend eine Million Kronen und hatte sie nicht. In Montenegro suchte er nicht weiter; das war aussichtslos. Also Petersburg oder Wien. Das Unglück wollte, daß er Petersburg erst kurz vorher empfindlich angeknüpft und zu diesem Zwecke vor der ganzen europäischen Öffentlichkeit sehr süße Worte nach der Newa geworfen hatte. Ob Wien wollen würde? „Versuchen“, sagte er sich, immer versuchen!

Kaiser Franz Josef holte ihn in einer vorwegenen montenegrinischen Uniform in Wien vom Bahnhof ab. Aber Geld gab er nicht. Er verwies ihn an die Minister. Und die Minister sahen sich eine Verleistung der Börse. „Recht gern später einmal“, meinten sie. „Und dann: Schau, Nikita, der Draht von Cetinje nach Petersburg kommt uns in letzter Zeit so geprügelt vor; das müßte auf alle Fälle anders werden, bevor wir ...“

Nikita schnauzte seine Umgebung an, und alles dachte angeknüpft über die große Frage nach: Wie kriegt unter gnädigster Herr sofort eine Million Kronen?

Wie endlich einer den glänzenden Einfall hatte. Wozu gab es die Postpartalen-Konvention? Wozu, in Teufelsnamen, war das Ding nötig? Achtung! Nikita ließ von der montenegrinischen Postverwaltung eine Zahlungsanweisung über eine Million Kronen ausstellen, und sein Adjutant präsentierte sie bei der Postpartale in Wien.

Wie, Sie meinen, das ginge nicht? Aber warum nicht? Die Konvention war da, die Unterchriften stimmten — Nikita betam sein Geld!

Als am Jahreschlusse verrechnet werden sollte, bedauerte man in Cetinje sehr, nicht zahlen zu können. Man wollte recht gern, aber es sei kein Selder in der Kasse.

Wie meinen, Oesterreich hätte Truppen einrücken lassen können? Ach, mein Herr, da kennen Sie die Vortriebszeit schlecht! Es hätte ein Geheul gegeben in ganz Europa! Und durfte Wien den Russen erlauben, Nikita endgültig zu kapern? Auf keinen Fall! Niemand wußte das besser als Nikita. Und was sind schließlich im Spiel der hohen Diplomatie eine Million Kronen, mögen es hundertmal edle goldene Friedenskrone gewesen sein? Geschäftsunlust!

Sehen Sie, so behielt Nikita die Million Kronen, indem er einfach nichts weiter tat, als so zu tun, als wüßte er von nichts ... Harro Essingh.

Der Wohlgeruch kleiner Kinder

Daß manche Neugeborene, wenn sie frisch gebadet und verpackt in ihrem Körbchen liegen, oftmals einen merkwürdigen natürlichen Wohlgeruch ausströmen, ist eine von jungen Müttern immer wieder mit Stolz berichtete, von Aufzuehrenden ebenso oft ungläubig belächelte Tatsache. Sie findet aus Beobachtungen eines Züricher Forschers H. A. Corti ihre wissenschaftliche Erklärung. Der feine Wohlgeruch nämlich, so meint der Forscher, hänge mit dem Gehalt des Milchzuges an Carotin zusammen, einem Pflanzenfarbstoff, der durch Selbstverbrennung in Sonen, dem Träger des Wohlgeruchs, übergeht. Wenn die Milchmischung verringert wird, pflegt leider auch der so angenehme Wohlgeruch des Babys zu verschwinden.



Das System
Roman von Walter Schirmeier

Erstes Kapitel.

Eberhard Zahn stieg aus der Autodroschke, bezahlte den Schaffner und ging durch den Torweg, der zur Fabrik im zweiten Hof führte. Er war schwächlich und blaß und mit übertriebenen Eleganz gekleidet. Der graue Frühjahrsanzug war eng auf Taille gearbeitet; das kurze Jackett schloß knapp über den modernen, überweiteten Hosen. Er trug hellbraune Schuhe mit weißen Einlagen, den Hut hielt er in der Hand.

Er ging über den ersten Hof, dann nochmals durch einen Hausflur, und blieb vor dem Personenaufzug im zweiten Hof stehen. Dort drückte er auf die Klingel. Nach einigen Augenblicken erschien der Portier. Er grüßte nach: „Guten Tag, Herr Zahn!“

„Guten Tag“, erwiderte der junge Mann gemessen den Gruß, dann trat er in den Fahrstuhl. Im dritten Stock stieg er aus und ging über den langen Korridor, an dem die Büros der Firma „Lorenz Zahn, Tapissierwaren-Fabrik“ lagen. Den Abschluß bildete eine Glastür mit der Aufschrift: „Präzisionslabor“, durch welche der junge Mann eintrat.

Er befand sich in einem ziemlich großen Raum, welcher wohl das Wartezimmer darstellte. Hinter einer Holzschranke saß am Fenster eine Stenotypistin. Als sie die Tür klappen

allen Dingen erst mal meinen herzlichsten Glückwunsch, Herr Doktor!“

„Danke, Danke“, gab Eberhard zurück, indem er die dargebotene Hand schüttelte. Sein Vater lachte: „Du wirst doch etwa keine Dummheiten machen und zu dem Jungen mit einem Male „Herr Doktor“ sagen! Sogar gibts ja gar nicht. Wo du ihn schon so lange kennst — von klein auf!“

Der Besucher nickte. „Allerdings. Wir beide kannten uns schon, als an den neugeborenen Doktor noch gar nicht zu denken war, was Lorenz? — Wenn es also deinem Sohn recht ist, wenn ich weiter Eberhard zu ihm sage —?“

„Gewiß, gewiß“, beeilte sich Eberhard zu antworten. „Selbstverständlich, Herr Borchardt; etwas anderes kommt doch gar nicht in Frage.“

„Is schön“, Hermann Borchardt, der langjährige Bekannte Geschäftsfreund der Familie und Firma Lorenz Zahn, ließ sich hastig wieder hin. Indem er sein Bein rieb, bemerkte er entschuldigend: „Nehmt mir's nicht übel, aber ich muß sitzen. Mein Rücken meint's wieder mal reichlich gut mit mir. — „Uebrigens“, wandte er sich wieder an den jungen Mann, „was werden Sie denn nun anfangen, wenn man fragen darf? Aufzuehndienst?“

Lorenz Zahn lachte. „So siehst du aus. Mein einziger Junge und Aufzuehndienst! In die Firma tritt er ein. Von heute ab zeichnen wir: Lorenz Zahn u. Co.“ Er nickte seinem Sohn zu. „Befehd weiß er schon einigermaßen, er hat ja während der Ferien immer im Betrieb mitgearbeitet. Das bißchen, was ihm an Fachkenntnis noch fehlt, wird er sich, wenn er erstständig hier ist, bald angeeignet haben.“

„Na, denn man viel Glück. Uebrigens, Eberhard, besuchen Sie uns doch bald wieder mal. Meine Frau wird sich gewiß freuen und meine Tochter auch. Sie haben sich lange nicht bei uns gesehen lassen.“

Eberhard nickte. „In der letzten Zeit gings beim besten Willen nicht, da hatte ich mit dem Examen den Kopf genügend voll. Aber jetzt will ich gern meine Veramstung jünden gutmachen. Hat Ihre Gattin noch jeden Donnerstag ihren Nachmittags?“

„Aue — meine Frau muß pausieren. Sie hat's wieder mit dem Herzen. Aber die Elfriede veramntet da immer freitags — ja, ich glaube, es ist freitags — ein Konzilium von Kaffeeschmeckern um sich. Alle zwischen achtzehn und zwanzig. Wenn Sie Lust haben, da mal den Wolf im Schafstall zu spielen?“

(Fortsetzung folgt.)